

(Nachdruck verboten.)

31]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

(Schluß.)

Mina lachte bitter.

„Mina, wenn Du ahntest, welche Versuchung im Spiele liegt, würdest Du nicht so hart urteilen. Du bist pedantisch hier in Deinem ungestörten Winkel geworden, denn trotz des Schlages, welcher Dich betroffen hat, hast Du doch niemals dem aufreibenden Kampfe um das Dasein Aug' in Auge gegenüber gestanden.“

„Sprich nicht so erhaben über meine Ruhe in der Einsamkeit, Günther, es giebt auch Kämpfe in der Stille; das müßtest Du als Arzt verstehen, denn es genügt nicht immer, einen Kranken physisch behandeln zu können. Es giebt eine innere psychische Verblutung, von der Du keine Ahnung zu haben scheint. Aber ich versichere Dir, daß kein Friede und kein Schutz irgend einer Häuslichkeit in der Welt die Gedanken töten kann, welche in uns aufgerührt werden, und an denen Ihr Männer schuld seid.“

„Wir Armen,“ sagte er ironisch und drehte an den dunklen Schnurrbartspitzen, setzte aber in verändertem Tone hinzu: „laß uns dies Gespräch jetzt beenden, Mina, es peinigt uns beide ja unnötig.“

Seine schöne, metallreine Stimme ließ ihr Herz erbeben. Sie hätte ihm mit der Hand über die gesuchte Stirn streichen, seinen Arm um ihren Leib fühlen und sich in hingebender, todesmüder Liebe an ihn schmiegen mögen. Aber das durfte nicht sein. Sie mußte ihm sein Wort zurückgeben. Wunderbar still und gebrochen, wie man an einem Totenbette spricht, sagte sie:

„Nein, wir wollen nicht länger streiten. Es ist das Beste, wir trennen uns.“

Sie hatte unaufhörlich während der letzten vierzehn Tage über diese Worte nachgedacht, und doch kam es ihr jetzt vor, als klebten sie ihr am Gaumen fest.

„Trennen — und das wolltest Du?“

Er trat nicht an sie heran, und es lag keine Erregung in dem Blick, welchen er auf sie richtete.

„Ja, wir gehen ja doch wie zwei Fremde nebeneinander her. Günther, lieber, lieber Günther, Du hältst es nicht länger aus, das Joch war zu schwer, Du hast Dich müde geschleppt.“

„Ich bin lebensmüde,“ sagte er ausweichend.

„Vielleicht jetzt, aber Du wirst Dich leichter fühlen, wenn Du eine Ehrenschild weniger hast.“

Sie war fast zu einem Skelett abgemagert, und als sie ihre Hand nun schlaff herunterhängen ließ, glitt der Verlobungsring vom Finger. Sie reichte ihn ihm schweigend.

„Nein, Mina, ich wünsche keinen Bruch.“

„Meinst Du nicht? Doch, vielleicht mehr als Du selber ahnst; aber ein Mann hält sein Wort, wenigstens scheinbar. Erspare mir nun alles geheuchelte Zartgefühl! Ich bin unverantwortlich schwach gewesen, daß ich Dich so lange gequält habe.“

„Aber, Mina,“ fiel er lahm dazwischen.

„Nahre nicht mit leeren Worten fort! — Laß mich Dir lieber von ganzem Herzen für die vergangene Zeit danken.“

„Du hast mir für nichts zu danken.“

„Doch, Günther, Du bist meine Jugend gewesen. Wenn Mädchen wie ich Glücksträume haben dürfen, die nicht gleich vom Raufreif der Wirklichkeit zerstört werden, wenn wir lieben und unsre eigne Liebe um ein Hundertstel erwidert glauben dürfen, so werden wir zu Schuldnerinnen Euch Männern gegenüber. Dank, Geliebter, Geliebter...“ die Stimme versagte ihr einen Augenblick, dann setzte sie fast unhörbar hinzu: „Adieu!“

Sie reichte ihm die Hand und er presste sie gerührt in der seinen. Danach zog er langsam den Ring ab, legte ihn auf den Tisch und ging mit festen, weder zögernden, noch besonders beschleunigten Schritten aus dem Zimmer.

Mina stand noch immer auf demselben Zweck, der Körper war ihr wie erstarrt, der Kopf so wunderbar leer, der Blick

vermochte nichts aufzufassen. Das erste, worauf sie ihn dann wieder lenkte, waren die Rosenblätter, welche noch auf dem Teppich lagen.

Sie bückte sich mechanisch, legte sie mit der Hand zusammen und warf sie in den Ofen, alles wie sie sich gedacht hatte, doch das Feuer war heruntergebrannt und nur noch schwarze Kohlen darin.

Als Günther auf die sonnenbestrahlte Straße hinaustrat, holte er tief Atem. Ihm war, als wäre die Luft reiner und leichter geworden als seit langer Zeit, als wäre jetzt wirklich erst der Frühling gekommen nach einem langen, öden Winter.

Er wollte gerade um die Ecke biegen, als er mit Erich Hedfors zusammentraf. Dieser begrüßte ihn mit kräftigem Händedruck und rief:

„Diener, alter Junge, schon bei der Braut gewesen? Das ehrt Dich, daß Du Dir schon so früh am Tage Deiner Pflichten bewußt bist. Aber zum Teufel! wie siehst Du denn sonderbar aus? Gerade als ob Dir ein Priester in das Gewissen geredet hätte und Du jetzt daran wärest, einen neuen Lebenswandel zu beginnen.“

Günther zauderte. Ihm schien Erich Hedfors nicht gerade der Rechte, um sich ihm zuerst anzuvertrauen, aber es war nun doch einmal ein einfaches Faktum, das bekannt werden mußte, also ebenso gut gleich damit herauszukommen.

„Du hast vielleicht recht, mein Leben wird sich ändern,“ sagte er kurz, „meine Verlobung ist aufgehoben.“

„Aha, ja, verstehe, der Goldfisch hat seinen Glanz verloren. Das Beste also: Fort damit!“

„Du irrst,“ entgegnete Günther schroff, unangenehm von des andern Cynismus berührt, „sie war es, welche unsre Trennung wünschte.“

„Wünschte! Ha, ha, ha! Nein, bester Freund, das machst Du mir nicht weiß. Du hast ihr natürlich gezeigt, daß Du der ganzen Herrlichkeit überdrüssig warst.“

„Adieu,“ sagte Günther hastig und entfernte sich raschen Schrittes von seiner Begleitung.

„Sehen wir uns heute abend?“ rief Erich ihm nach, „wir wollen Begräbnisfeier halten, wenn Du Lust hast.“

„Nein, danke.“

Günther hörte das trockene, spöttische Lachen und zuckte zusammen.

Das Schlimmste von allem war, daß, wie Erich Hedfors ihn beurteilte, so würden auch alle andern ihn beurteilen. Man würde ihn einen Glücksjäger, einen Geldfreier nennen, und — es lag Wahrheit in solchen Äußerungen, das sah er ein.

Aber gleichviel, die öffentliche Meinung konnte er zum Schweigen bringen, wenn er zeigte, daß er zu etwas taugte, nachdem er die drückende Fessel von sich geschüttelt hatte. Jetzt konnte und wollte er arbeiten; die Zukunft lag gleich einem ungepflügten Acker vor ihm, und er fühlte jetzt eine seit lange fast erstarrte Lust in sich aufsteigen, mit dem Pflug der Wissenschaften tiefe Furchen in denselben zu ziehen und die Früchte reifen zu sehen, wie er in seinen Jünglingsjahren geträumt hatte.

XV.

Der Tag für Frau Lejers und Doras Abreise nach Amerika war nun bestimmt; sie hatten nur noch eine Woche bis dahin, und die meisten Zurüstungen waren beendet, doch Frau Lejer schien nicht mehr so zufrieden wie früher damit zu sein, daß sie hier jetzt alles im Stiche ließe und zu ihrem Sven käme.

Seit der Aufhebung von Günthers Verlobung hatte sie außergewöhnlich nachdenklich ausgesehen, und das Einpacken der Sachen, die sie mitnehmen wollte, ging ihr merkwürdig langsam von der Hand. Noch hatte sie nichts von ihrer kleinen Einrichtung verkauft, es schien ihr schwer zu werden, sich von den einfachen Möbeln zu trennen. Stundenlang konnte sie stehen und sie einzeln betrachten. Doch das war es nicht, was sie am meisten drückte, sie grübelte über etwas nach, ohne sich jemand anvertrauen zu wollen.

Endlich eines Abends, als Günther, wie er jetzt fast täglich zu ihm pflegte, bei den Seinen vorsprach, setzte sie sich zu ihm und strich ihm mit ihrer runzeligen Hand leise über das Knie.

„Mein lieber Junge,“ begann sie mit eigentümlich verlegener Stimme, „da wir gerade allein sind, möchte ich Dir

etwas fragen. Du hattest Dich mir entfremdet, Günther, aber ich weiß nicht, ob ich mich täusche, wenn ich glaube, daß Du jetzt wieder zu mir kommst.“

Ihre rotgeränderten Augen wurden vor Mühsung feucht, und zwei kleine, nervöse rote Flecken traten auf den eingefallenen Waden hervor. Diese kleine abgearbeitete Frau, die im täglichen Leben ihr eignes Ich ziemlich hochstellte, fühlte einen großen, fast lähmenden Respekt vor ihrem gelehrten Sohn mit dem meist so strengen Blick.

„Kleines Mutterchen,“ sagte er freundlich, „ich habe noch für manches um Verzeihung zu bitten.“

„Nein, nein, das meinte ich nicht, mein guter Junge, aber siehst Du, ich — ich möchte wissen, ob ich Dir nicht nützlich sein und Dir das Leben angenehmer machen kann. Ich habe viel über die Sache nachgedacht, schon seitdem Deine Verlobung mit Lina zurückgegangen ist. Vorher hattest Du sie, und ich dachte natürlich, Du würdest es so gut bekommen, daß es Dir ganz gleichgültig wäre, wo ich bliebe, jetzt aber wird es mir so schwer, Dich hier allein zurückzulassen, denn siehst Du, wenn Du auch noch so männlich bist, wird es Dir doch manchmal öde vorkommen ohne Elternheim. Das ist doch ein warmes Nest, mein Junge, und wenn Du willst, bleibe ich gern bei Dir. Ich kann ja nur wenig für Dich thun, aber lieb haben kann ich Dich, und etwas ist das denn doch auch.“

Sie demütigte sich und froh zusammen, als hätte sie um eine Gnade. Schmerz und Scham stieg in Günther auf, als er in dies reiche, große Mutterherz blickte, das sich mit seiner Liebe aufzudrängen fürchtete.

Er beugte sich tief über die welke, zitternde Hand, die noch immer auf seinen Knien lag, seiner Mutter Hand, und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Ich danke Dir, liebe Mutter,“ sagte er mit einer Stimme, die er nicht einmal von Mühsung frei zu machen suchte, „danke Dir, daß Du mich noch so lieb haben kannst, Mutter, aber ich will nicht, daß Du Dich meiner wegen aufopferst. Ich habe Dir nichts zu bieten, Mutter, aber bei Ewen wirst Du ein sorgenfreies Leben führen.“

„Glaubst Du das, Kind, wenn ich weiß, wie es Dir geht? Nein, mein lieber Junge, Du verstehst Dich nicht auf die Gefühle einer Mutter, wenn Du so sprichst. Freilich bin ich ein altes, nutzloses Bräutchen, aber noch komme ich mit. Und Du sollst sehen, wir können es uns so billig einrichten, viel billiger als wenn Du in den teuren Restaurants essen müßtest. Du bewohnst das Zimmer, und ich schlafe in der Küche, es braucht ja niemand zu wissen, wie wir es eingerichtet haben. Wenn Du Dich dann müde gearbeitet hast und vielleicht noch ein Weilschen mit Deiner alten Mutter plaudern willst, so hast Du sie nicht in einem andern Weltteil, sondern sie sitzt bei Dir.“

„Aber Ewen, was wird der sagen und alle die andern? Ich werde natürlich als rücksichtsloser Egoist dastehen.“

„Im, laß sie reden!“ Frau Lejer schüttelte so überlegen mit dem Kopfe, als ob sie nie in ihrem Leben nach einer solchen Bagatelle gefragt hätte. „Sie müssen doch einsehen, daß es schwer ist für solche alte Frau, aus ihrer Gewohnheit herauszukommen und in ein fremdes Land zu ziehen.“

„Aber das war doch sonst nicht Deine Meinung, Mutter.“

„Nein, weil ich da glaubte, daß Ewen meiner am meisten bedürfte.“

Es war keine allgemein verständliche, klare Logik in dieser Antwort, doch war es die einzige, welche Frau Luise geben konnte. Sie enthielt eine Ansicht ohne theoretische Beweisführung, die jedoch in der Praxis Hunderte von Müttern durchgemacht haben, instinktiv stehen und fallen sie auf ihrem Posten, wo der Kampf für die Kinder am heftigsten tobt; ihre Waffen gegen die Schläge des Schicksals sind ein Gebet und stets offene Arme, die das Kind, wenn es verwundet ist oder im Tode, umschließen sollen.

So wurde also das Programm dahin geändert, daß Dora allein reisen sollte. Erwartungsvoll sah sie der bevorstehenden Veränderung entgegen und nichts schien sie davon zurückzuschrecken.

Als sie auf Abschiedsbesuch bei Hedwins war, sagte Laura spitz:

„Was willst Du, Dora, die Du so bange vor jeder Arbeit bist, da draußen, da wird kein Ueberfluß an Vergnügungen sein.“

„Nein, das wird es wohl nicht, aber die sind hier ja auch nur sehr spärlich gesät,“ versetzte Dora, „und ich will meine Kräfte erproben. Ich will meinen Anteil am lebendigen Leben

haben, Laura, und geht es nicht auf die eine Weise, so muß es auf eine andre gehen. Ich habe ein Gefühl, als möchte ich am Schicksal rütteln, es auf und nieder wenden und sehen, ob es nur Nieten für mich hat.“

„Nun, es müssen sich doch die meisten darein finden,“ sagte Karin bitter; sie war noch kurzichtiger geworden als vordem und neigte den Kopf dicht über die Probefchrift, welche sie für die Schule anzufertigen hatte.

„Ich gedenke mich nicht so leicht darein zu finden,“ rief Dora aus, „wir werden wohl erst miteinander ringen, die ungerechte Frau und ich.“

„Phrasen,“ fiel Laura trocken ein. „Du bist noch so jung, das ist das Ganze.“

„Ja, das bin ich! Jung und stark!“

Dora erhob sich und rechte ihre jetzt voll entwickelte, schöne Gestalt, sie warf den Kopf zurück wie ein feuriges Pferd, das zum Sprunge bereit steht, und in ihren Augen blitzte es.

„Gott segne Dich, liebes Kind,“ sagte Frau Hedwin, als Dora, sich verneigend, jetzt Abschied von ihr nahm, „ob Du einmal wieder nach Schweden kommst, kann man jetzt wohl noch nicht wissen, aber jedenfalls bin ich dann nicht mehr. Ich glaube, es geht bald mit mir zu Ende. Daniel wird nicht lange mehr auf mich zu warten brauchen. Adieu, mein Kind, Du nimmst viel Sonnenlicht mit Dir, wenn Du von uns gehst.“

Laura und Karin wollten noch an den Zug kommen und nahmen darum nicht so feierlichen Abschied.

Am folgenden Abend standen alle nächsten Verwandten und Bekannten auf dem Perron des Centralbahnhofes versammelt, um Dora Lebewohl zu sagen. Sie sank von einem Arm in den andern, am längsten hielten doch die Mutter und Marie Luise sie fest. Günther machte ihnen ihr Recht nicht streitig; er stand in einiger Entfernung von den andern und trocknete sich verstohlen die Thränen, die sich ihm unaufhörlich in die Augen drängten. Er konnte sich nicht erinnern seit seiner Kindheit je geweint zu haben, jetzt aber sahen ihm die Thränen wie ein dicker, brennender Knoten im Halse.

Die langen Minuten, welche einer Abreise vorangehen — lang, weil man die Mühsung zu beherrschen sucht, die überhand zu nehmen und die letzten Abschiedsworte zu hindern droht — waren jetzt vorüber. Dora hatte zum letztenmal alle die Ehren geküßt und stand jetzt auf der Plattform des Eisenbahnwagens.

Geiße Thränen glänzten in ihren Augen, und die großen, salzigen Tropfen rannen ihr unaufhaltsam die Wangen herunter, sie lächelte aber doch, kindlich jung und frisch, als sie immer wieder den Zurückbleibenden zunickte.

Schnaufend setzte sich die Lokomotive in Bewegung. Es wurde dunkel vor Doras Augen, als der Zug aus der Halle fuhr, und ihr Herz klopfte heftig vor Furcht, Ungewißheit, Beklemmung. Eine Sekunde lang stand sie argwöhnlich ringend mit der Furcht vor dem Unbekannten, doch als sie die vielen Taschentücher in der Luft flattern sah, die ihr den allerletzten Abschiedsgruß zuwinkten, wurde sie plötzlich von dem schwellenden, abenteuerlustigen Mut gepackt, wie ihn der fühlt, der jung und stark zum erstenmal seine Schwingen frei zu tühnen Flug entfalten soll, und alle Abschiedsbouquets hoch durch die Luft schwenkend, rief sie mit einer Stimme, die wie der Frühlingsruf einer Lerche klang! „Auf Wiedersehen!“ —

(Nachdruck verboten.)

Die Mandschurei.

In geographischen Linien umgrenzt stellt sich das Land der Mandschu als ein Rechteck dar, dessen nördliche und östliche Seite auf einer Strecke von über 2250 Kilometer längs des Amur- und Ussuri-Flusses das russische Gebiet, dessen südöstliche und südliche Linie Korea und die verschiedenen Buchten des gelben Meeres entlang läuft, und welches im Westen durch den alten Pallisadenzaun und das Chingangebirge gegen die Mongolei hin abgeschlossen wird. Es zählt beinahe noch einmal so viel Quadratkilometer als das Deutsche Reich. Im ganzen ist die Mandschurei ein Gebirgsland; die Hauptgebirge sind der große Chingan im Westen und der Schan-bo-schan im Südosten. Weniger bedeutend sind der Liau-tung-Küden auf der Halbinsel gleichen Namens, der Giringgebirgszug und der kleine Chingan. Durchzogen ist sie von einem rechten Nebenflusse des Amur, dem Sungari, dessen hauptsächlichster linker Nebenfluß der Rami ist. Im Süden ergießt sich der Liau-ho in den Meerbusen von Liautung. Längs der Flüsse ziehen sich Ebenen hin, von denen man

die Hiau-tung, die Nami, die Sungari, die untere Ussuri und die Sungari-Ebene unterscheidet.

Unwirklich für den Menschen ist der mandjurische Urwald. Wie es da drinnen aussehen mag, kann man nur ahnen, da selbst die kühnen Jäger über den äußeren Gürtel nicht tief eingedrungen sind. Wirklicher Hochwald, lebensreicher Bestand, ist selten. Blüß und menschliche Unvorsichtigkeit setzen den Wald in Flammen. Begünstigt durch Sonne und Wetter wüthet ein Waldbrand oft in kaum glaublicher Weise nicht tage-, sondern viele Wochen lang. Auf dem moosigen, torfigen Boden kriecht und schwellt die Flamme weiter, das massenhafte trodrene und mulmige Füllholz bietet ihr Nahrung und Beständigkeit. Verdorrte, bis zum Grunde niederhängende Zweige leiten die Flamme zu den Kronen noch lebender Hochbäume hinauf, unter brausendem Knistern zerfallen ihre harzigen Nadeln, eine riesige Funfengarbe schießt zum Himmel empor, und binnen weniger Minuten ist der Baum getödet. Die von ihm ausstrahlende Feuergerbe aber fällt in tausend Funken nieder, neue Flammen erwachsen und stürzen glühend weiter. Qualmende Rauchwolken verbüßern die Sonne, langsam, aber dicht und immer dichter niederrieselnde Asche kündigt bei Tag, feurige Lohr bei Nacht den aus der Ferne kommenden Waldbrand an.

Die Reichthümer, die der Boden der Mandchurei birgt, sind noch nicht genügend bekannt; man hat indessen das Vorkommen von Kupfer, Blei, Kohle und Eisenerz konstatiert, deren Hauptlagerungen sich in der Provinz Giri befinden, ferner Gold in den Seitenthälern des Ussuri; aber die Ausbeutung dieses wertvollen Metalles ist bis heute streng verboten worden, und die Goldsucher wurden als Staatsverbrecher behandelt.

Im Süden bildet die Flora einen vermittelnden Charakter zwischen der Sibiriens und Chinas. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, und das urbar gemachte Gebiet zeigt sich der Kultur günstig. Unter den Produkten des Ackerbaues nehmen die Gemüse den ersten Platz ein, sie werden entweder an Ort und Stelle verbraucht oder exportiert. Dann kommen die Hirse, die Weizen, die Menschen und Tieren zur Nahrung dient, und aus der man kleine Kuchen und Branntwein verfertigt, der Mais, der Weizen von mittlerer Qualität, Weizen, Sesam, Tabak. Vor 25 Jahren bauten die Bewohner der Mandchurei wenig Indigo und fast keinen Woll; heute bedecken Indigopflanzen weite Felder, und der fast überall verbreitete Woll liefert gute Einnahmen, obwohl das aus ihm gelieferte Opium billiger ist als in Indien. Uebrigens ist der Anbau durch Gesetz verboten, aber mit den Mandarinen ist in dieser Hinsicht eine Einigung leicht zu erzielen.

Die Fauna der Mandchurei ist sehr mannigfaltig. Die wilden Tiere sind besonders im Norden sehr zahlreich, dessen größter Teil noch unbebaut ist. Die Panther verbergen sich in den Dickichten, der Tiger durchstreift die Gegend und verfolgt die Einwohner oft bis auf die Straßen ihrer Dörfer. Nach der Anzahl der Felle zu urtheilen, die man jährlich verkauft, und von denen manche mehr als drei Meter vom Kopfe bis zum Schwanzende messen, ist die Tigerart durchaus nicht im Schwinden begriffen. Trotz der friedlichen Invasion chinesischer Kolonisten, und trotz der Zucht großer Herden von Pferden, Ghele, Ochsen ist die Mandchurei heute noch ein wahres Eldorado für Jäger. Mit Leichtigkeit können die Mandchu in einem Monat bis 2400 Hirsche erlegen, die sie jedes Jahr dem Kaiser liefern müssen. Dieser überläßt das Geweih und die Körper den Jägern, er behält sich nur den fleischigen Teil des Schwanzes vor; dieses von den Chinesen als sehr schmackhaft und kräftig angesehenes Stück ist sehr teuer und kostet oft mehr als 30 Frank.

Man findet noch in den Wäldern und in den Seitenthälern des Sungari das Bobelthier, dessen Fell so kostbar ist. Der Kaiser und einige Großmandarinen, denen er es erlaubt, dürfen sich allein damit belassen; das Volk darf sich aus ihm nur Holzstragen und Aermelbefehle machen. Da die Mehrzahl der Mandchubewohner sich der Jagd widmet, dem Ackerbau und der Viehzucht, so ist die Industrie sehr wenig entwickelt. Die einzigen lokalen Industrien von irgend welcher Bedeutung sind die Bereitung von Del und Branntwein; selbst in der Nachbarschaft der großen Wälder des Nordens, außerhalb der Regionen der chinesischen Kolonisation, bemerkt man kleine Häuser, über die Schornsteine hinwegragen; es sind Branntweimbrennerien. Die Mandchu trinken leidenschaftlich gern, wie ihr Sprichwort sagt: „bis zum Vergessen des Guten und des Bösen“. Der Handel ist bedeutend in Hiau-tung, das durch seine natürliche Lage der Sammelpunkt der mongolischen, tungusischen, chinesischen, mandjurischen und koreanischen Bevölkerung ist. Im Norden nimmt er seit einigen Jahren ganz bedeutende Ausdehnung an, dank der chinesischen Einwanderung, die von Jahr zu Jahr wächst, und dank den europäischen Kaufleuten, die auf Sachalin und in den russischen Besitzungen, in Wladiwostok, Khabarowka und Nikolajewsk etabliert sind.

Ein besonderes Interesse bietet das Verhältnis der beiden vorherrschenden Völkerrassen, der Chinesen und der Mandchuren, zu einander. Wenn sie auch, was Kleidung, Haartracht, Lebensweise und Kultur betrifft, sich von einander nicht unterscheiden, so lehrt doch eine aufmerksame Beobachtung, daß die Mandchuren von hohem Wuchs, von männlicher Haltung sind, schöne und regelmäßige Züge und eine Hautfarbe haben, die sie der kaukasischen Rasse nahe bringen. Die Frauen besonders zeichnen sich durch eine schöne Figur aus; auch wängen sie ihre Füße nicht ein.

Es besteht die Annahme, daß die Chinesen in der Mandchurei in Zahl den Mandchuren überlegen seien. Man kam zu derselben,

weil die Europäer hauptsächlich mit Chinesen, die den ganzen Handel ausschließlich in den Händen haben, im Verkehr stehen, weil diese auch zur Annahme des Christentums mehr geneigt sind, die Missionsstationen inmitten der chinesischen Bevölkerung angelegt werden, und überhaupt die europäischen Reisenden mehr den Süden der Mandchurei aufsuchen. Eingehende Untersuchungen haben aber ergeben, daß nicht die Chinesen, sondern die Mandchuren überwiegen. Während den Südwesten der Provinz Mukden von alters her Chinesen inne haben, leben im Norden und Osten derselben hauptsächlich Mandchuren; letztere machen in der Stadt Mukden selbst sieben Zehntel der Bevölkerung aus. Man ist somit zu der Annahme berechtigt, daß die Provinz Mukden zu gleichen Teilen von Chinesen und Mandchuren bewohnt ist. In der Provinz Giri bilden Mandchuren die überwiegende Bevölkerung. Die Grenzbezirke am Ussuri dienen fast ausschließlich den Mandchuren als Wohnsitze; in Ninguta ergab 1886 eine Zählung, daß von 19 590 Köpfen 1730 den Chinesen, 17 860 den Mandchuren gehörten; ebenso ist das Verhältnis in dem Grenzbezirke Sun-shun; in dem Bezirk Sansing ist freilich den Chinesen gestattet, sich an dem Flusse Wehen-ho anzusiedeln, die Kolonisierung macht aber geringe Fortschritte; solche Städte, wie Giri, Bodume, Schuan-tchen-zi, Chupon, Nische und die an der großen Kaiserstraße gelegenen Ortschaften sind fast ganz von Mandchuren bewohnt. In der Provinz Cheilun-zian endlich, wo die mongolischen Nomadenstämme, die Dutschanen und die chinesischen Auswanderer die überwiegende Bevölkerung bilden, kommen auf die Mandchuren auf Grund von offiziellen Angaben immer noch zwei Siebentel der Bevölkerung.

Neben diesen Hauptnationalitäten wohnen mongolische, tatarische und verschiedene tungusische Stämme: die Sibo, Solonen, Daurier, Dardu, Drontschu, Pilar, mit dem Gesamtnamen Dutschanen. Sie wohnen, wie bemerkt, hauptsächlich in der Nordprovinz Cheilun-zian zerstreut, sehr wenige in den beiden andern Provinzen Giri und Mukden. In den großen Städten der letzteren trifft man kleine Gruppen von tatarischen Familien muhamedanischen Glaubens; in Mukden allein 11 000 Köpfe. An der russischen Grenze am Amur und Sungari wohnen die Golden, Drontschu und andre tungusische Stämme, unter dem Namen Mansu bekannt, während an dem unteren Sungari wenige Juptazei sich mit Fischfang beschäftigen. In den letzten Jahren sind auch Koreaner eingewandert und haben sich in dem oberen Tumen-ula und in dem Bezirk „Ostgrenze“ niedergelassen.

Die Stärke der Gesamtbevölkerung der Mandchurei läßt sich nur annähernd bestimmen, zumal die chinesische Regierung selbst mehr oder weniger darüber im Unklaren ist. Die Ansichten gehen darüber auseinander. Von Putjata wird sie auf 13—14 Millionen beziffert, so daß — da nur etwa zwei Drittel der Mandchurei bewohnt sind, — etwa 137 Menschen auf eine Quadratmeile kommen. In der Umgegend der großen Städte und an dem mittleren Lauf des Sungari — hier in einzelnen Gehöften zu zwei bis drei Häusern zerstreut — ist die Bevölkerung am dichtesten.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

ie. Magnetische Stürme, Nordlichter und Sonnenkataklyphen, unter diesem Titel hat der Astrophysiker William Locher in der Londoner „Nature“ einen Aufsatz gebracht, worin er zunächst den Umfang der in der letzten Oktoberwoche stattgehabten Störungen feststellt und dann die sich daran anschließenden wissenschaftlichen Fragen bespricht. Der erste Teil der lehrreichen Arbeit kann als bekannt vorausgesetzt werden, weil über den Umfang der magnetischen Störungen überall berichtet worden ist. Wer sich für dieses Naturereignis interessiert hat, wird auch erfahren haben, daß in New York, in Irland und Schottland wie auch in Sidney am gleichen Tage prächtige Nord- bezw. Südlichter beobachtet worden sind. Ferner ist das Zusammentreffen von Erdbeben aus Italien, England und Persien mitgeteilt worden. Aus allem geht hervor, daß die Störung der Naturkräfte eine sehr große Ausdehnung auf der Erde erreicht hat, wenn sie auch vielleicht nicht die bedeutendste gewesen ist, die bisher jemals zur Beobachtung gekommen ist. Locher knüpft an die Sammlung der Thatfachen zwei wichtige Fragen: Was ist die Ursache dieser plötzlichen magnetischen Erscheinungen? Können sie vorausgesagt werden? — Die erstere Frage ist von den einzelnen Forschern verschieden beantwortet worden. Einige glauben, daß eine gemeinschaftliche Ursache außerhalb der Sonne bestünde, während andre die magnetischen Stürme von der Sonne selbst herleiten; eine Reihe von Gelehrten geht dann mehr ins Einzelne und neigt sich der Ansicht zu, daß sie insbesondere von den Sonnenflecken veranlaßt werden. Mit Bezug auf letztere Punkt sollte man schließen, daß beim Auftreten eines großen Sonnenflecks ein magnetischer Sturm zu erwarten wäre, und daß andererseits ein solcher nicht eintreten könnte, wenn keine Sonnenflecken vorhanden sind. Dieser Zusammenhang bestätigt sich nun aber nicht. Die eigentliche Erklärung muß drei Möglichkeiten für das Auftreten solcher magnetischen Gewitter zulassen: erstens ein großer Sonnenfleck mit Begleitung von magnetischen Störungen und Nordlichtern, zweitens ein großer Sonnenfleck ohne solche Begleitung, drittens magnetische Störungen und Nordlichter ohne erhebliche Sonnenbetätigt.

Wenn nun die Sonnenflecke diesen Voraussetzungen nicht genügen,

so entsteht die Frage, ob andre Ereignisse, die auf dem Sonnenkörper bemerkbar werden, für solche Naturerscheinungen zur Verantwortung gezogen werden können. Kocher findet sie in den Protuberanzen, die zuerst bei Gelegenheit von vollständigen Sonnenfinsternissen, über den dunklen Rand des Mondschattens hinausragend, entdeckt wurden. Bis zum Jahr 1868 waren die seltenen kurzen Augenblicke vollständiger Sonnenfinsternisse die einzigen, in denen die Protuberanzen dem menschlichen Auge sichtbar wurden. Erst in dem bezeichneten Jahre fanden Norman Lockyer und Janssen die Mittel, auch unter gewöhnlichen Umständen den Sonnenrand mit den Protuberanzen sichtbar zu machen, jedoch wurden nicht vor dem Jahre 1870 regelmäßige Beobachtungen des Sonnenrandes angestellt. Von dieser Zeit an aber hat eine Reihe von Forschern, unter ihnen namentlich die Italiener Respighi, Tacchini, Ricco und Mascari, fortlaufend für die Beobachtung des Sonnenrandes gesorgt. Ehe nun Kocher die Frage beantwortet, ob die Protuberanzen in irgend einer Beziehung zum Auftreten magnetischer Stürme stehen, stellt er einige Thatsachen fest. Zunächst ist die Zahl der Flecken auf der Sonne fast immer unbedeutend im Vergleich zur Zahl der Protuberanzen, und letztere erscheinen dieserhalb verhältnismäßig wichtiger. Während die Sonnenflecken auf ein ziemlich schmales Band von etwa 30 Breitengraden zu jeder Seite des Sonnenäquators beschränkt sind, können Protuberanzen überall im ganzen Umfang der Sonnenscheibe auftreten. Ferner geht der allgemeine Zug in der Bewegung der Flecken aus höheren in niedere Breiten, während bei den Protuberanzen das Umgekehrte eintritt. In einigen Jahren haben wir eine große Zahl von Protuberanzen in der Nähe des Sonnenäquators, in andern in der Nähe der Sonnenpole. Letzteres ist der Fall gewesen in den Jahren 1870, 1871, 1881, 1882, 1892, 1893, 1894. William Ellis, der die magnetischen Störungen zu seinem besondern Studium gemacht hat, giebt uns eine Tabelle für die Tage großer magnetischer Störungen in den einzelnen Jahren. Danach war die Zeit von 1870/71, 1881/82 und 1892/94 auch durch besondere Häufigkeit solcher magnetischer Erscheinungen ausgezeichnet. Es ergibt sich aus den dreißigjährigen Beobachtungen mit ziemlicher Sicherheit, daß das Auftreten magnetischer Stürme und dasjenige von Protuberanzen an den Sonnenpolen in engem zeitlichen Zusammenhange stehen, außerdem auch die Erscheinungen von Nordlichtern, die fast immer die magnetischen Störungen begleiten.

Gegen die Protuberanzen-Theorie ist geltend gemacht worden, daß diese Ausbrüche des Sonnenkörpers in der Nähe der Pole immer ein verhältnismäßig ruhiges Aussehen haben, und daher nicht fähig sein dürften, besondere heftige Einflüsse auf die irdischen Verhältnisse zu üben. Dabei ist jedoch die Möglichkeit außer acht gelassen, daß ein Erscheinen von Protuberanzen in hohen Breiten der Sonne vielleicht nur ein Anzeichen größerer Sonnentätigkeit bedeutet. Darauf weist auch die Thatsache hin, daß bei mehreren vollständigen Sonnenfinsternissen besonders gewaltige Strahlen der Corona beobachtet worden sind, wenn die Protuberanzen in der Nähe der Pole auftraten. Also selbst wenn diese Explosionen des Sonnenkörpers nicht als ursprüngliche Ursache magnetischer Stürme zu bezeichnen wären, so würde doch die allmähliche Verschiebung ihrer Lage gegen die Sonnenpole vielleicht ein wertvolles Mittel bieten, den Eintritt magnetischer Störungen voranzusagen. Danach wäre zu vermuten, daß große magnetische Störungen von jetzt ab noch bis zum Jahre 1906 oder gar bis zum Jahre 1907 häufiger vorkommen werden, um dann wieder für etwa 10 oder 11 Jahre nachzulassen.

— Von der New Yorker Börse. Unterm 29. Oktober wird der „Frankfurter Zeitung“ aus New York geschrieben: Ein trüber Schleier von Pessimismus lag über der Börse. Am Tage vorher hatten einige Banken in Pittsburg die Thüren geschlossen, und London hatte niedrigere Kurse gesandt. Es war ein Viertel vor elf, und kein Papierchen regte sich. Die „Brokers“ standen unthätig umher, und in einer Ecke des Saales hatten einige Votenjungen in aller Heimlichkeit ein Spiel „Craps“ (ein Würfelspiel) insceniert. Da erschien plötzlich im „steal crowd“ (der Stahlhaltengruppe) ein „Broker“ mit allen Anzeichen heftigster Erregung. „Keine Bank! Ich schließ mich von Pittsburg hat ihre Thüren geöffnet!“ rief er. Im Nu war die Scene verwandelt. Ein donnerndes Stimmengewir erhub sich, aus dem man nur die Stimme des Mister Soundso, der sehr berühmt ist wegen seiner Geniertheit, heraushörte. „Ich gebe Steel zu 14 — 13 7/8 — 13 1/2!“ brüllte er und die andern brüllten mit ihm. Und plötzlich sah einer auf die große Uhr im Saale und brüllte: „Er als jeder andre: „Natürlich hat noch keine Bank im Westen die Thüren geöffnet! Es ist ja noch nicht 10 Uhr dort!“ (New York Pittsburg etwa um eine halbe Stunde in der Zeit voraus. v. Ned.) Und gütig und milde sprach alsdann jener Broker, der die ganze Aufregung veräuselt hatte: „Kinder, habe ich Euch nicht schon oft gesagt, daß Ihr schon Papiere verkauft, wenn man nur den Mund aufthut? Der größte Lustum findet hier willige Ohren, sobald sich nur eine Waiffe darauf stützen kann! Jetzt habe ich Euch eine Lehre gegeben — und inzwischen meine Engagements mit einem Profit von 1500 Dollar gedeckt. Den Gewinn werdet Ihr mir ja gönnen, denn kein Geld ist besser angelegt als Lehrgeld!“ Sprach und verschwand hocherhobenen Hauptes in der Richtung des Börsen-Restaurant's.

Theater.

Schiller-Theater O. „Wilhelm Tell“ von Friedrich Schiller. — Die Neu-Aufführung des „Tell“ zu Schillers Geburtstag überraschte durch die ausgezeichnete stimmungsvolle Umtahmung der Scenen. Die neuen Dekorationen waren Musterstücke moderner Theatermalerei, in Farbe und Form von einfacher großzügiger Plastik, ohne unnötiges Detail nur das Wesentliche wiedergebend. Prächtige Bilder, von denen es wie ein Hauch frischer schweizer Bergluft einen anwehte. Der See mit den Bergen im Hintergrund, die hellgrünen, sonnenbeschienenen Wiesen, durch die der Weg sich nach dem freundlichen Altdorf schlängelt, der dunkle Gebirgswald mit den gewaltig hochstrebenden Tannenstämmen, der felsige Hohlweg und die mondlichtbeglänzte Matte des Mülli! Und denselben Eindruck des zugleich Malerischen und Echten machen die Wohnungen der Menschen, das Haus des Stauffacher, des Walter Fürst, des Tell. Das alles wirkte bodenwüchsig, schweizerisch, bäuerlich. In keinem Drama Schillers ist die äußere Anschauung, die die Bühne zu geben vermag, von solcher Bedeutung als in dem „Wilhelm Tell“, wo in epischer Breite ein ganzes Volk als Träger der Handlung erscheint und wo dies Volk in seinem inneren Zusammenhange mit der Erde, in der es wurzelt, mit der großen freien Bergwelt unserer Phantasie lebendig werden soll. Die äußere Natur ist hier nicht, wie sonst, der bloß passive Träger, sie ist ein mitbestimmendes Moment der Handlung, ihre gute künstlerische Darstellung auf der Bühne daher für die Wirkung der Dichtung selbst von erheblichem Einfluß. So verdient das Schiller-Theater doppelt Dank für die Erneuerung des Gewandes.

Die Aufführung bot vieles Tüchtige. Schlicht und überzeugend, ganz dem Wesen des Charakters entsprechend war der Werner Stauffacher Max Pategg's, vor allem gut in der fernigen vollständigen Verebamtheit auf dem Mülli. Natürlich auch in der Leidenschaft des Schmerzes gab Georg Paeschke den Melchthal. Die am feinsten abgetönte Leistung schien uns der ruhig abgemessene, vornehme alte Attinghausen von Friedrich Holtzhaus; da traf und klang jedes Wort. Nicht so einverstanden trotz manches Gutem kann man sich mit dem Tell des Herrn Friedrich Krüger erklären. So wie er abgedämpft, naturalistisch hastig den berühmten Monolog in der hohlen Gasse sprach, kam die rechte Stimmung dieser Scene nicht heraus. Auch schaute er von vornherein für einen solchen wilden Schützen allzu blond und freundlich-harmlos aus. Es sei hier noch Frau Arnold, die die Hedwig, Herr Dapper, der den Walter Fürst, und Nolan, der den Gessler spielte, lobend erwähnt. Daß unter den Nebenrollen einige Beträchtliches zu wünschen übrig ließen, war bei dem großen Personal, das das Stück verlangt, wohl kaum vermeidlich und ändert wenig am Gesamteindruck. — dt.

Humoristisches.

— Kühner Schluß. Barbier (der einem fahlköpfigen Herrn ein Kompliment sagen will): „Mein Herr, Sie müssen aber früher ein wunderbares Haar gehabt haben!“ —

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier: „Si: Einjähriger, was sind Sie?“

Einjähriger: „Doktor der Philosophie.“

Unteroffizier: „Ach, reden Sie doch nicht solch dummes Zeug! Nicht rasiert sind Sie!“ —

— Anerkennung. Gauner (der von seinem Rechtsanwalt brillant verteidigt wird): „Sakra, der als Companion, dös gab a Firma!“ — („Luftige Wätter“).

Notizen.

— In München („Freistadt-Verlag“ G. m. b. H.) erscheint seit Beginn des Winterhalbjahrs 1903/04 eine „Handelshochschul-Chronik“, herausgegeben von Dr. A. L. Stange. Die Zeitschrift berichtet über die Thätigkeit zahlreicher inländischer und ausländischer Handelshochschulen. —

— Die Schiller-Stiftung in Nürnberg verteilte am diesjährigen Geburtstage Schillers 3700 M. als Stipendien an achtzehn Personen in Einzelbeträgen von 200 und 300 M. Es wurden verteilt 700 M. an drei Bildhauer und Maler, 2000 M. an 10 Musiker und Sänger, 800 M. an vier Dichter und Schriftsteller, 200 M. an eine Schauspielerin. —

— Lindaus neues Schauspiel „... so ich Dir“ wird in der zweiten Hälfte dieses Monats im Lessing-Theater in Scene gehen. —

— Das Neue Kinder-Theater hat eine groteske Kinderscene „Schlumpeline, Schlorreimbam und Hans der Reder“ von Rudolf Bernauer zur Aufführung angenommen. —

— Stenhammers Oper „Das Fest auf Souhang“ wird noch in dieser Spielzeit erstmalig im Opernhause gegeben werden. —

— Im Magdeburger Wilhelm-Theater erzielte die komische Oper „Der zerbrochene Krug“ von Georg Farno, Text (nach dem kleistischen Lustspiel) von Heinrich Lee, bei der Erstaufführung einen schönen Erfolg. — Das Werk wird in Berlin vom Theater des Westens aufgeführt werden. —